



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Die Jesuiten

vollständige Geschichte ihrer offenen und geheimen Wirksamkeit von der
Stiftung des Ordens bis jetzt

Griesinger, Carl Theodor

Stuttgart, 1866

1. Kap. Der ewige Kampf der Söhne Loyola's in ihrer wahren Gestalt

urn:nbn:de:hbz:466:1-11964

Erstes Kapitel.

Der ewige Kampf der Söhne Loyola's mit der
übrigen katholischen Geistlichkeit.

Die geschlechtlichen Ausschweifungen, denen sich so viele Söhne Ignatii hingaben, und besonders die Raffinirtheit, mit der sie derlei Genüsse zu steigern wußten, schlugen, wie wir im dritten Buche zeigten, ihrem Ansehen tiefe Wunden. Noch mehr schadete ihnen die grenzenlose Wuth und Gier nach fremder Leute Geld und Gut, wobei sie selbst die niederträchtigsten Verbrechen nicht scheuten, wenn dieselben nur zum Ziele führten. Am meisten jedoch trug zu ihrem Untergang der Kriegsfuß bei, auf welchen sie sich mit den übrigen katholischen Geistlichen und Ordensleuten stellten, denn es entstand dadurch ein fast unversöhnlicher Haß, und kein Theil wollte ruhen, als bis der andere vernichtet sei. Woher nun aber dieser Kriegsfuß und warum diese ewige Befehdung der priesterlichen Collegen? Einfach daher, weil die Söhne Loyola's sich für weit bevorzugtere Diener des Herrn hielten, als die andern Ordinarthen. Sie waren ja, wie schon ihr Name besagte, die Genossen Jesu! Sie, seine Streiter und Kriegskameraden, befehligte Er unmittelbar als Feldobrist! Ihnen, seinen Lieblingen und Auserkornen, hatte Er den Hauptschlüssel zur Himmelspforte anvertraut oder vielmehr der Himmelspfortner Petrus hatte von Ihm Befehl, Niemand in den Saal der ewigen Seligkeit einzulassen, der nicht einen Reisepaß von den Söhnen Loyola's aufweisen könnte! Das waren die

Grundsätze, von denen die Jesuiten ausgingen, und weil sie demnach alle andern Priester, besonders die in Mönchsklütten, für lästige Concurrenten ansahen, so mußten sie dieselben nothwendig bekämpfen, denn nur durch den Kampf gelangt man zum Siege. Man darf aber deswegen doch durchaus nicht glauben, daß die Herren Patres da, wo sie sich festzusetzen suchten, gleich von Anfang an mit diesen Grundsätzen an's Tageslicht getreten seien. Im Gegentheil waren sie schlau genug, überall, wohin sie erstmals kamen, die tiefste Demuth, die schüchternste Bescheidenheit, die unterthänigste Unterthänigkeit zu zeigen, und zwar gegenüber sowohl den weltlichen als den geistlichen Behörden. Waren sie aber einmal so weit, hatten sie es dahin gebracht, daß die Bischöfe und Fürsten oder sonstigen Großen eines Landes zu ihnen standen und sie in Gründung eines Stablislements unterstützten, dann begannen sie mit ihren Operationen, und in aller Stille, ganz unter der Hand wurde den hohen Herrn die Ueberzeugung eingetrichtert, daß der Jesuitenorden ganz unvergleichliche Vorzüge vor den übrigen Orden habe. „Wir allein,“ flüsterte man den Hochstehenden zu, „wir, die Jesuiten, allein haben die rechte Weise in Erziehung der Jugend; wir nur bringen ihr den richtigen Unterthanengeist bei, wir nur diejenige Ehrfurcht vor Religion und Staat, daß dabei die päpstliche Priesterherrschaft und die königliche Unumschränktheit gedeihen kann; wo aber unsere Collegien und Seminarien nicht floriren, wo der Unterricht bisher andern Religiosen als uns anvertraut war, da kam auch überall das Gift der Kezerei auf und mit der Kezerei der Geist der politischen Unruhen, der Empörungssinn, die Rebellion selbst.“ Mit solchen Reden suchte man die Vornehmen und Gewaltigen kirre zu machen und es gelang auch in den meisten Fällen. Noch leichter fiel es den frommen Patribus, der gläubigen Menge die Ansicht beizubringen, daß der Orden Jesu die sämtlichen übrigen religiösen Vereine und Stiftungen bei weitem überstrahle, ja daß er sogar das sämtliche Gute und Nützliche jener andern Vereine und Stiftungen in sich vereinige, denn die sämtlichen älteren Mönchsorden hatten zur Zeit der Entstehung des Jesuitismus, wie wir im ersten Buche schon gesehen haben, in der Achtung beim Volke unendlich viel eingebüßt und die Söhne Loyola's scheuten sich natürlich nicht, diese Einbuße durch Einflüsterungen,

böse Nachreden und Verläumdungen aller Art noch zu vermehren. Sie, die Jesuiten, mußten ja nothwendig dabei profitiren, wenn die andern Mönche verloren, [warum sollten sie also diese nicht schlecht machen, warum nicht alle ihre Fehler aufdecken, warum ihnen nicht noch andere andichten, welche sie gar nicht hatten? Wenn aber diese im Stillen Verläumdeten, hievon erfahrend, es wagten, sich zu vertheidigen, oder gar Gleiches mit Gleichem zu vergelten, ha, dann hervor großes Geschütz, hervor mit Lanze und Schwert und so lange zugeschlagen, so lange zugestoßen, bis der Feind zu Tode getroffen war und weder die Zunge noch ein anderes Glied mehr rühren konnte!

Also hielten es die Söhne Loyola's gegenüber von ihren Collegen, und ich könnte nun ganze Folianten von den Streitigkeiten anfüllen, welche sie theils mit weltlichen Geistlichen, besonders mit Universitätsdoctoren und Bischöfen, theils mit mönchischen Brüdern, wie z. B. den Dominikanern, den Kapuzinern, den Benediktinern und wie sie sonst hießen, hatten; allein den Leser dürften wohl derlei Erzählungen gar wenig interessiren und somit sei es mir erlaubt, nur die drei großen Hauptkriege der Jesuiten, und auch diese nur summarisch, nicht mit genaueren Specialitäten, zu beschreiben. Welche waren nun aber diese drei großen Hauptkriege? Erstens der mehr als hundertjährige Kolonienkrieg, zweitens der fast noch länger andauernde Handel mit der Sorbonne, drittens der schreckliche Kampf mit dem Jansenismus.

Ich habe dem Leser schon im zweiten Buche erzählt, wie leicht es die Söhne Loyola's den Chinesen und Japanesen machten, zum Christenthum überzutreten, mit andern Worten, wie das in China und Japan von den Jesuiten eingeführte Christenthum eigentlich nichts anderes war, als das alte chinesische und japanische Heidenthum, nur mit etwas andern Worten und einigen wenigen unanstößigen Neuerungen. „Um — dachten die guten Patres — um Proselyten zu bekommen, durch welche man zu Macht, Reichthum und Herrschaft gelangen kann, muß man ein Auge, ja wenn's noth thut, sogar alle beide zudrücken, warum also den Leuten ihre alten Bräuche und Gewohnheiten, z. B. das Laternenfest, das Fest des Phelo, die Anbetung des Confuz und was dergleichen mehr ist verbieten? Du lieber Gott, wenn wir dieß thäten, so würde es um

unsere Bekehrungen schlimm stehen und eher als nicht müßten wir dann das herrliche Land, wo es für uns so viel gute Weide gibt, über Hals und Kopf verlassen.“ Das waren die leitenden Grundsätze der Jesuiten am Ost-Ende Asiens, und sie machten sich deshalb auch gar kein Gewissen daraus, die heidnischen Gebräuche mit christianisirten Namen als Mandarinenpriester gekleidet selbst mitzumachen; insbesondere aber ermangelten sie nicht, dem Confuzius dieselbe göttliche Ehre zu erweisen, wie die vornehmen Chinesen thaten, „denn jener große Philosoph und Religionsstifter sei ja, wie schon die von ihm gelehrte Moral beweise, nichts anderes als ein Vorläufer Christi und es gebühre ihm daher auch einer der ersten Plätze im christlichen Himmel.“

So stand es um die Jesuitenmission in Asien, allein da die Jesuiten selbst sich natürlich wohl hüteten, in Europa etwas von ihrer eigenthümlichen Bekehrungsmethode verlauten zu lassen, so nahm natürlich kein Mensch Anstoß daran. Im Gegentheil — die Herren Patres ernteten noch großes Lob wegen ihrer außerordentlichen Fortschritte und man pries sie allenthalben in der ganzen katholischen Christenheit als die einzigen zum Missionswesen tauglichen Priester!

Da reisten im Jahr 1633 mit Erlaubniß ihrer Oberen der Dominikanerpater Johann Baptist von Morales, sowie der Kapuzinermönch Anton von Sanct Maria nach China ab, um ebenfalls Neophyten zu machen, und trotzdem die Jesuiten, so bald sie von der Sache erfuhren, ihnen alle nur erdenkliche Hindernisse in den Weg legten, gelang es ihnen doch, Zutritt im himmlischen Reiche zu erhalten. Ja ihre rastlosen Bemühungen führten sie sogar, obwohl allerdings erst nach Verfluß von mehreren Jahren, bis in die Gegenden, in welchen die Söhne Loyola's Häuser besaßen, und sie hatten also sehr oft Gelegenheit, die von den Jesuiten bekehrten Chinesen zu sprechen, so wie dem jesuitisch-christlichen Gottesdienst beizuwohnen. Wie erstaunten sie nun aber nicht, als sie sahen, daß die Jesuitenpatres den von ihnen Bekehrten die Fortsetzung ihrer heidnischen Gewohnheiten gestatteten, als sie sich überzeugten, daß dieselben dem Confuz göttliche Ehre erwiesen und ihm sogar eigenhändig Opfer darbrachten! Das waren gräßliche Gräuel in ihren Augen, und sie machten also den Jesuiten die

bittersten Vorwürfe. Diese aber meinten, sie handelten ganz der Borschrift des Apostels Paulus gemäß und spotteten mit all' ihrer Geistesstärke über die ängstliche Mönchsortodoxie. So flog viele Monate lang ein herbes Wort nach dem andern hin und wieder und selbst die Kanzel wurde dazu benützt, um sich gegenseitig zu schmähen. Auch lag es klar zu Tage, daß die beiden Parthien sich nur immer mehr erhitzen, je länger der Streit dauerte und von irgend einer Nachgiebigkeit, sei's auf dieser, sei's auf jener Seite, war nie und nimmer die Rede. Da beschloß endlich der Dominikaner Morales, die Hülfe des Papstes in Anspruch zu nehmen, und reiste sofort anno 1643 nach Rom ab, doch nicht ohne vorher die genauesten Belege über das große Aergerniß, welches die Söhne Loyola's der christlichen Kirche gäben, zu sammeln. Die Belege überreichte er sodann, nachdem er in Rom angekommen war, dem heiligen Vater Innocenz X. und machte zugleich eine solch' eindringliche Schilderung von der Verwüstung des christlichen Altars in China, daß Seine Heiligkeit ganz entrüstet wurde. In Folge dessen wurde eine eigene Commission von Cardinälen mit der Prüfung der Sache betraut und da es sich auß unzweideutigste herausstellte, daß die Jesuiten im bittersten Unrecht seien, so erschien alsbald (anno 1644) ein päpstliches Decret, in welchem den Patribus strengstens anbefohlen wurde, für die Zukunft keinerlei Ueberbleibsel von heidnischem Aberglauben, dieselben möchten auch noch so geringfügig oder unschuldig erscheinen, mehr zu dulden, sondern vielmehr die Satzungen der katholischen Kirche in ihrer ganzen Reinheit und Vollständigkeit zu predigen. Mit diesem Decret in der Tasche reiste der Pater Morales das Jahr darauf nach China zurück und publicirte es sofort mit triumphirender Miene den Schwarzröcken von Jesuiten, indem er natürlich nicht anders glaubte, als dieselben würden sich in Demuth dem Ausspruche des heiligen Stuhles unterwerfen. Allein hierin sollte er bitter getäuscht werden. Allerdings zwar erklärten die Oberen des Ordens, den „Pater Mandarin“ in Pecking, d. i. den Präsidenten des Tribunals der Mathematik an der Spitze, daß sie dem Papste in Allem, „wo sie könnten“, Gehorsam leisten würden; dagegen aber, setzten sie hinzu, walte hier offenbar päpstlicherseits ein Irrthum vor, über welchen sie Seine Heiligkeit eines bessern zu unterrichten

nicht ermangeln würden, und einstweilen bis zum Austrag der Sache müsse natürlich alles im statu quo, das ist „beim Alten“ bleiben. In der That schickten sie nun auch — übrigens nicht früher als anno 1654 — ihren Mitbruder Martini mit den nöthigen Instruktionen, sowie insbesondere mit dem nöthigen Geld, nach Rom, und seine Aufgabe war keine geringere, als das heilige Officium sammt dem Pabste zu überzeugen, daß die Dominikaner aus Unwissenheit und gehässigem Neide den Orden Jesu gelästert und verleumdet hätten. Gewiß eine schwere Aufgabe, allein sie gelang dem klugen Pater vollkommen, denn einstweilen starb anno 1655 der Pabst Innocenz X. und sein Nachfolger, Alexander VII., hatte eine solche Vorliebe für die Söhne Loyola's, daß er ihnen nichts abschlagen konnte. Der Pater Martini erhielt also einen äußerst günstigen Bescheid und es wurde nicht nur das Decret Innocenz's X. aufgehoben, sondern auch dem Orden Jesu ausdrücklich gestattet, sich in einzelnen Gebräuchen den Chinesen zu accomodiren. Ueberdem verwies der Pabst den Dominikanern ihr Benehmen und sprach die Erwartung aus, daß sie in Zukunft die Jesuiten nicht mehr belästigen würden.

Damit schien die Sache zu Gunsten der Söhne Loyola's abgemacht; allein sie war es durchaus nicht. Die beiden Orden der Dominikaner und Kapuziner fühlten sich nämlich durch den Entschaid des Pabstes höchlich beleidigt und sammelten durch mehrere andere Mitglieder ihrer Orden, welche sie nach China sandten, abermals Belege über Belege, um das jesuitische Heidenthum vor dem Forum der Deffentlichkeit zu beweisen; die Jesuiten aber erwiesen sich auch nicht faul, sondern nahmen in corpore an dem Streit Theil und es regnete nun von ihrer Seite so sehr mit Schmähschriften und Verkehrungen ihrer Gegner, daß man bald gar nicht mehr unterscheiden konnte, was wahr oder falsch sei. Dazu kam noch, daß beide Partheien zu verschiedenen Malen nach Pabst Alexander's Tode eigene Gesandtschaften nach Rom sandten, um von der päpstlichen Unfehlbarkeit einen neuen Rechtspruch zu erlangen, so daß diese, die unfehlbare Curie nämlich, sich nicht anders zu helfen wußte, als daß sie aus den gewiegtesten Theologen ein Schiedsgericht ernannte, die sogenannte „Congregation zur Fortsetzung des wahren Glaubens“, welche sich nun der Sache

mit ungemeinem Eifer annahm. Trotzdem jedoch kam es weder unter den Päbsten Clemens IX. und Clemens X., noch unter Innocenz XI. und Alexander VIII. zu einem vollgültigen Endentscheid und der Streit wüthete also — Dank dem jesuitischen Golde, welchem die gottesgelehrten Cardinäle nicht widerstehen konnten — bis zum Jahr 1691 mit ganz ungeschwächter Kraft fort. Da bestieg mit dem genannten Jahre Innocenz XII. den päpstlichen Thron und dieser, ein Mann von festem Willen, gab nach genauer Prüfung des Pro und Contra die Entscheidung, daß die Söhne Loyola's im vollsten Unrecht seien. Mit solchem Entschaid sandte er den Cardinal Karl Maigrot als seinen Vicar nach China und Maigrot verkündete daselbst sofort anno 1693, daß alle heidnischen Bräuche, welche Pabst Alexander VII. gestattet habe, bei schwerster kirchlicher Pön von nun an verboten seien. Namentlich dürfe der Heide Confuzius nicht mehr als ein Gott verehrt werden, sondern wer dieß thue, mache sich der höllischen Verdammniß theilhaftig, so wie noch überdem des päpstlichen Fluchs.

Das war deutlich gesprochen und wenn es die Jesuiten mit ihrem vierten Gelübde, dem des unbedingten Gehorsams gegen den heiligen Stuhl, nur halbwegs ernst meinten, so mußte der Streit jetzt ein Ende haben. Doch — weit gefehlt! Die in China residirenden Söhne Loyola's setzten vielmehr der Bekanntmachung des päpstlichen Vicars eine andere entgegen, in welcher sie sein Verfahren kezerisch, gottlos, unklug, erschlichen nannten, und damit noch nicht einmal zufrieden, verfluchten sie ihn von den Kanzeln herab als einen Betrüger, der sich fälschlich für einen Gesandten des Pabstes ausbebe. Schließlich wandten sie sich an den Hof von Peking, an dem sie, wie wir von früherher wissen, alles galten, und ruhten nicht, als bis Maigrot förmlich aus dem ganzen himmlischen Reiche verwiesen, nach Goa in Ostindien flüchtete, von wo aus er dem Pabst über die jesuitischen Gewaltthaten Bericht erstattete. Was war nun aber die Folge dieser Gewaltthaten? Dieß vielleicht jetzt Innocenz XII. an den europäischen Jesuiten seinen gerechten Zorn aus und forderte er den General derselben in Rom zur Rechenschaft? O nein, das that er nicht, denn die Höfe von Madrid und Paris, an denen die Söhne Loyola's damals allmächtig waren, mischten sich sofort in den Streit und hielten Seine

Heiligkeit von allen Gewaltmaßregeln zurück. Ja so partheiisch erwiesen sich diese Höfe, daß sie alle Schriften, welche in der besagten Angelegenheit von den jesuitischen Gegnern herausgegeben wurden, öffentlich durch Henkershand verbrennen ließen, während die Söhne Loyola's selbst volle Freiheit hatten, ihre Widersacher mit Hohn, Spott und Schimpf zu bewerfen!

So vergiengen abermals verschiedene Jahre, ohne daß der schimpfliche Kampf zu Ende gebracht worden wäre, da entschloß sich endlich Pabst Clemens XI., welcher anno 1700 die Tiare empfing, unter allen Umständen zu thun, was rechtens sei, und nöthigenfalls selbst seine päpstliche Allmacht in Anwendung zu bringen. Somit sandte er im Jahr 1702 den Titularbischof von Antiochien und nachmaligen Cardinal Karl Thomas Maillard von Tournon in der Eigenschaft eines Nuntius a latere mit den ausgedehntesten Vollmachten von Goa nach China, um an der Quelle dem Ursprung des unseligen Zwistes nachzuforschen und nach Erforderniß der Umstände zu verfahren; namentlich aber ermächtigte er ihn auch, die im chinesischen Christenthum bis jetzt eingeführt gewesenen heidnischen Gebräuche entweder zu billigen oder zu verdammen — zu verdammen, wenn sie durchaus unchristlich waren, zu billigen, wenn sie mit dem Christenthum ohne allzugroßen Anstoß in Uebereinstimmung gebracht werden könnten. Jedermann lobte diese Wahl des Pabstes, denn man wußte zwar von Tournon, daß er von jeher ein großer Freund und Gönner des Ordens Jesu gewesen sei, allein es war nicht minder bekannt, daß ihm die Reinheit der christlichen Glaubenslehre und die Ehre des päpstlichen Stuhls unendlich am Herzen liege, so wie auch, daß seine Redlichkeit noch immer jedem Versuch der Bestechung widerstanden habe. Um so sicherer rechnete man also darauf, daß er mit größter Unpartheilichkeit zu Werke gehen werde, und das war auch der Grund, weshalb ihm der Pabst diesen hochwichtigen Posten anvertraute. Doch sei dem, wie ihm wolle, Tournon reiste nach China ab und wurde daselbst von den Söhnen Loyola's auf eine fast mehr als zuvorkommende Weise aufgenommen. Auch änderten sie dieses Betragen gegen ihn lange Zeit hindurch nicht im geringsten, sondern thaten vielmehr alles, um ihn zu gewinnen, und er selbst legte oft und viel die ungeheucheltsten Merkmale seiner Anhänglichkeit

an den Orden Jesu und dessen Interessen an den Tag. So wie er jedoch nach jahrelanger sorgfältiger Prüfung ausfand, daß das jesuitisch-chinesische Christenthum nichts sei, als ein mit etwelchen römisch-kirchlichen Floskeln ausgeschmücktes Heidenthum, und so wie er in Folge dessen daran ging, solchem Gräuel gründlichst zu steuern, da warfen die Söhne Loyola's auf einmal die Maske ab und wurden aus bisherigen unterthänigen Freunden seine erbittertsten, gehässigsten Feinde. Nunmehr gab es keinen Fehler, den sie ihm nicht andichteten, und die der Keterei und Ungläubigkeit waren noch die geringsten. Als er aber trotz allem dem fest darauf beharrte, das chinesische Christenthum als heidnisch und gottlos zu verdammen, brachten sie den Kaiser so sehr wider ihn auf, daß derselbe den frommen Eiferer anno 1710 mit Gewalt nach Macao in's dortige Jesuitencollegium bringen ließ, und allda machten sich sofort die Söhne Loyola's zu seinen Wächtern und Kerkermeistern. Ja nicht genug hieran, sondern um es ganz unmöglich zu machen, daß er nach Europa zurückkehre und den Papst nebst der ganzen Christenheit über das Treiben des Ordens in China aufkläre, reichten sie ihm in einer Tasse Chocolate ein tödtliches Gift und schafften sich so mit Gewalt diesen äußerst gefährlichen Gegner vom Halse.*)

Nicht viel besser erging es dem Nuntius Karl Ambros von Mezzabarba, welchen Clemens XI. anno 1719 als seinen Bevollmächtigten nach China sandte, denn die Jesuiten brachten sofort dem Kaiser Kang-hi die Ansicht bei, daß es im höchsten Grade unpassend wäre, eine fremde europäische Macht, sei's auch die des Papstes, irgend eine Gerichtsbarkeit im himmlischen Reiche ausüben zu lassen, und somit mußte Mezzabarba, nachdem er höchsten Orts fünf Audienzen gehabt hatte, nicht nur gänzlich unverrichteter Dinge wieder abziehen, sondern der Kaiser sagte ihm sogar in's Gesicht, daß die Päbste mit ihren sich selbst widersprechenden

*) Das Nähere hierüber ist nachzulesen in: *Memoires historiques presentés en 1724 au Souverain Pontifé Benoit XIV. sur les missions des Pères Jesuites aux Indes Orientales* par R. P. Norbert. Dort (Band III. pag. 99—148) stehen nämlich die urkundlichen Beweise, geliefert von dem Chorbherrn Angelita von St. Peter in Carcere, welcher als Augenzeuge dabei war, wie man dem Cardinal die vergiftete Chocolate reichte.

Decreten nur Haß und Verwirrung unter die chinesischen Christen brächten. Aus diesem Grunde verbat er sich auch jede fernere Einmischung der römischen Curie in chinesische Angelegenheiten, und noch weiter ging sein Nachfolger Yong-tching, welcher mit Ausnahme der Söhne Loyola's, die sich als Mathematiker und Kalendermacher dem Staate nützlich erwiesen, alle christlichen Missionäre über die Gränzen seines Reichs bringen ließ. „Er wolle Ruhe haben in seinen Landen“, sagte er, „und durch die Dominikaner und Kapuziner, oder wie die Missionäre sonst hießen, seien bis jetzt nur Unruhen gekommen; überdem scheine es die Absicht der nichtjesuitischen Mönche zu sein, aus den Chinesen Europäer zu machen und dieser Absicht müsse er natürlich strengstens entgegenzutreten.“ So blieb China von nun an den Söhnen Loyola's allein überlassen und diese hielten sich auch bis auf die neueren Zeiten, wie denn z. B. der Pater Hallerstein, ein Schwabe, noch im Jahr 1780 als Mandarin und Präsident des großen mathematischen Tribunals in Peking thätig war.

Man kann sich nun wohl denken, daß die Söhne Loyola's durch dieses ihr Gebahren in China sich die Dominikaner und Kapuziner zu Todfeinden machten, und eben so selbstverständlich ist, daß diese Letzteren von nun an jede Gelegenheit, dem Orden Jesu zu schaden und seine gottlose Unchristlichkeit, so wie seine alles Maaß übersteigende Gewaltthätigkeit, aller Welt darzulegen, mit der herziinnigsten Freude ergriffen. Auch gelang ihnen dieser ihr Zweck bei einem großen Theile der Christenheit und man fing an, die Jesuiten als Leute zu betrachten, welche Jeden zu Tode heßten, der ihnen in ihren Missionen im Wege stand oder ihnen sich gar zu widersetzen wagte. Wohl wehrten sich die Herren Patres auf's wärmste gegen eine solche Insinuation oder — wie sie sich ausdrückten — Verläumdung; allein mit jedem Schiffe, das aus Asien kam, erfuhr man neue Thatsachen, welche die Behauptungen der Dominikaner und Kapuziner vollkommen bestätigten, und schließlich erfuhr man auch von den Missionen in Amerika ganz dasselbe. Ja die Grausamkeit, mit der sie gegen die Bischöfe Cardenas und Palafox in der neuen Welt verfahren, überstieg sogar noch ihre im Kampfe gegen den Cardinal Tournon bewiesene Nieder-

trächtigkeit, und ich kann daher nicht umhin, von diesen beiden Angelegenheiten wenigstens einen kurzen Bericht abzustatten.

Im Jahre 1641 ernannte der Pabst den Franziskaner-Priester Bernardin de Cardenas zum Bischöfe von Paraguay mit dem Sitze in Assumption und derselbe bekleidete diese Stelle drei Jahre lang ganz unbehelligt. Da ließ er sich anno 1644 dahin vernehmen, daß es seine Absicht sei, die Pfarreien der Provinzen Parana und Uruguay, in welchen die Jesuiten, wie wir wissen, die Herren spielten, zu visitiren, und nun fingen die Söhne Loyola's, trotzdem der Bischof zu einer solchen Visitation nicht bloß befugt, sondern sogar verpflichtet war, auf einmal einen Höllenspektakel an. Es war ihnen nämlich ungemein viel daran gelegen, vor Gott und der Welt ihr Treiben in ihrem Königreiche Paraguay verborgen zu halten und weder von ihrem Handel noch von ihrer staatlichen Verfassung daselbst etwas verlauten zu lassen. Darum versuchten sie es im Anfang durch Schmeichelreden und Bestechung, den Bischof von seinem Vorhaben abzubringen; wie dieser aber fest dabei blieb, bestritten sie sofort sein Recht auf die bischöfliche Macht, indem sie laut von allen Kanzeln herab verkündigten, Cardenas habe sich die besagte Würde auf gewaltthätige Weise zugeeignet und man sei ihm daher keinen Gehorsam schuldig.

Hiermit jedoch war der Bischof noch nicht unschädlich gemacht, sondern dieß konnte nur mit der Beihülfe der weltlichen Macht geschehen und somit versuchten sie es nun den spanischen Gouverneur von Assumption mit Namen Don Gregorio de Hintrosa auf ihre Seite zu bringen. Es gelang ihnen mit Hülfe von dreißigtausend Thalern in Gold und die Folge war, daß der Gouverneur den Bischof als einen Usurpator mit Gewalt auf einen Rachen bringen ließ, auf welchem derselbe dem Spiel des Windes und der Strömung überlassen über achtzig Meilen weit bis nach Corrientas auf dem Paraguayflusse hinabschwamm. Hier blieb Cardenas verschiedene Jahre lang; natürlich aber nicht ohne bei der königlichen Regierung von La-Plata die nöthigen Schritte zu seiner Wiedereinsetzung zu thun. Diese Behörde gab auch wirklich anno 1646 die Entscheidung, daß Cardenas der rechtmäßige Bischof von Assumption und Paraguay sei; weil aber sein Wiedererscheinen daselbst, wo die Jesuiten gewissermaßen allmächtig waren, zu bedauerlichen

Austritten führen könnte, so trug man ihm den Bischofsitz von Popayan an und bat ihn, sich in kürzester Bälde dahin zu verfügen. Hierauf gieng Cardenas nicht ein, denn Popayan lag mindestens tausend spanische Meilen von Assumption entfernt, und in dem hohen Alter, in welchem der Bischof stand, konnte eine solche Reise leicht gefährlich für ihn werden. Er zog es also vor in Corrientas zu bleiben und von hier aus von neuem darauf zu dringen, daß ihm sein Recht werde. Letzteres geschah endlich im Jahr 1648, in welchem der bisherige Gouverneur von Assumption, Don Gregorio de Hintrosa, abberufen und durch Don Diego Escobar de Osorio ersetzt wurde. Auf dieses hin reiste Don Bernardin de Cardenas augenblicklich nach Assumption ab und wurde dort von dem neuen Gouverneur nicht nur sehr freundlich empfangen, sondern auch augenblicklich in sein Bisthum eingesetzt. Der Streit schien also nun für immer entschieden, allein er schien es auch nur. Die Söhne Loyola's hatten nämlich damals am spanischen Hofe einen solchen Einfluß, daß kein königlicher Diener es wagen durfte ungestraft und ungekränkt dem Interesse ihres Ordens entgegenzutreten. Im Gegentheil — so wie er dieß that, durfte er gewiß sein, daß die in Madrid das Ohr des Königs beherrschenden Brüder nicht eher ruhen würden, als bis er gestürzt war, und Don Diego de Osorio mußte also fürchten, daß es ihm nicht besser gehen werde, wenn er fortfahre, den Cardenas auf Kosten der Söhne Loyola's zu begünstigen. In Folge dessen trat er schon nach kurzem offen ins jesuitische Lager über und das alte schlimme Spiel nahm von neuem seinen Anfang. Ja es kam so weit, daß der Bischof von den Söhnen Loyola's mit Don Osorios Gutheißung fünfzehn Tage lang in seiner eigenen Kirche buchstäblich belagert wurde, und um ein Kleines dem Hungertod überliefert worden wäre! Da starb Don Osorio plötzlich eines jähen Todes und nun nahm alles eine andere Wendung. Weil nämlich Cardenas beim Volke von Assumption sehr beliebt war und die meisten Bürger das gewaltthätige Vorgehen der Jesuiten höchlich mißbilligten, entstand mit Don Osorios Tod eine Art von Revolution und das Resultat derselben war, daß Cardenas in einer großen Versammlung auf so lange zum Gouverneur und Generalcapitän ausgerufen wurde, bis der König von Spanien einen neuen ernannt haben

würde. Natürlich strengten sich die Söhne Loyola's aufs äußerste an, solche Wahl zu hintertreiben, allein sie hatten sich bereits allzuverhaft gemacht, als daß ihnen dieß gelungen wäre; und somit trat Cardenas sein neues Amt, welches die weltliche und geistliche Gewalt über Paraguay in seinen Händen vereinigte, ungehindert an. Damit war's übrigens noch nicht genug, sondern die Bürger der Stadt traten sofort klagend gegen den Orden Jesu auf und verlangten, daß die Herren Patres als unruhige Köpfe, welche stets nur Zank und Verwirrung in die Gemeinde gebracht hätten, aus Assumption ausgewiesen würden. Das Verlangen war ein gerechtes und der Bischof = Gouverneur entsprach daher demselben, indem er am 6. März 1649 die guten Väter aufforderte, die Stadt zu verlassen. Da sie aber nicht nur nicht gehorchten, sondern sich sogar in ihrem Collegium verschanzten, so drang Don Villasanti, der Lieutenant des Bischof = Gouverneurs, mit Gewalt ein und brachte sie auf ein Schiff, das mit ihnen nach Corrientas hinabfuhr. Jetzt also hatten sie das Brod der Verbannung zu essen, wie das Jahr zuvor Don Bernhardin von Cardenas; allein sie aßen es nicht so geduldig. Vielmehr sammelten sie unverzüglich in ihren Reductionen ein Heer von viertausend Indianern, stellten den Don Sebastian de Leon, einen ihnen durchaus ergebenen Offizier, welchen sie zugleich zum provisorischen Gouverneur von Assumption ernannten, an deren Spitze und rückten sofort gegen die Stadt vor, um sich ihrer mit Gewalt zu bemächtigen. Letzteres gelang nach einem fast unblutigen Kampfe: der Bischof Cardenas aber vertheidigte sich hartnäckig zehn Tage lang in seiner wohlbesetzten Kirche und diese mußte förmlich erstürmt werden, ehe er sich ergab. So wie sich übrigens die schwarze Cohorte seiner bemächtigt hatte, warf man ihn zuerst in einen finstern unterirdischen Kerker, wo er fast verfaulte, und brachte ihn dann auf einem elenden Rachen nach Santa Fé, zweihundert Meilen von Assumption. Abermals hatten also die Jesuiten den Sieg errungen und abermals sah sich Cardenas seiner Würden und Ehren beraubt. Er wandte sich sofort wieder an die königliche Regierung zu La-Plata, um von ihr Gerechtigkeit zu erlangen, und reiste im Jahr 1651 selbst dahin, damit seine Sache um so schneller erledigt würde. Allein als man ihn von einem Monat, ja sogar von einem Jahr

zum andern hinzog, ohne irgend etwas für ihn zu thun, da merkte er endlich, daß die Söhne Loyola's die meisten Mitglieder der Regierung bestochen hatten, und nunmehr entschloß er sich selbst nach Europa zu reisen, um persönlich am spanischen und römischen Hofe Gerechtigkeit zu verlangen. Gesagt, gethan; aber die Jesuiten blieben auch nicht müßig. Sie erfanden vielmehr, ihren Mitbruder den Pater Pedraja an der Spitze, eine solche Menge von Verläumdungen, Lästerungen, Lügen und Fälschungen, daß man hätte glauben können, der Bischof Bernhardin von Cardenas sei der all- ärgste Bösewicht von der Welt, welcher von Anfang an keine andern Absichten gehabt habe, als den taubenhaft-unschuldigen Söhnen Loyola's so viel Uebles als möglich zuzufügen. Doch Cardenas brachte die gerichtlichen Acten mit, mit denen er die Wahrheit seiner Aussagen bewies, und so gelang es ihm trotz aller jesuitischen Kniffe und Kunststücke schließlich die Oberhand über seine Feinde zu erhalten. Mit andern Worten: der Hof von Madrid ließ ihm Gerechtigkeit widerfahren und setzte ihn wieder in alle Ehren und Würden ein, deren er von den Söhnen Loyola's beraubt worden war, der Pabst Alexander VII. aber gieng noch weiter und verwies dem Orden Jesu seine böswilligen Machinationen als ein grobes Mergerniß, das er gegeben. Was nützte übrigens den nun alten Cardenas dieser günstige Entscheid? Er starb nur wenige Monate nach Erhalt desselben und so fand er nicht einmal mehr Zeit, von seinem Bisthum zum dritten Male Besitz zu nehmen.

Ganz dieselbe Gewaltthätigkeit bewiesen die Söhne Loyola's auch gegen den frommen Don Johann Palafox, welcher die verschiedenen Aemter und Würden eines Erzbischofs von Mexiko, und eines Bischofs von Angelopolis und Osina in seiner Person vereinigte, so daß man hätte meinen sollen, ein solcher Mann sei viel zu hochgestellt gewesen, als daß sich Jemand an ihn gewagt hätte. Allein vor wem haben die Söhne Loyola's je Angst oder Furcht gehabt? Nicht einmal vor Königen und Kaisern, und somit ganz gewiß auch nicht vor einem Erzbischof, zumal wenn dieser recht fromm und gottesfürchtig war. Die erste Ursache des schlimmen Streites zwischen Palafox und den Herren Patres ist in der Habsucht der letzteren zu suchen, denn dieselben gaben sich alle Mühe, verschiedene Zehnten, welche rechtlich der erzbischöflichen

Kathedrale in Mexiko gehörten, auf Schleichwegen oder auch mit Gewalt an ihre Collegien zu bringen, und nöthigten dadurch den Erzbischof, bei der königlichen Regierung klagbar gegen sie zu werden. Dieß ärgerte die Jesuiten und noch ergrimmt wurden sie darüber, daß der Erzbischof den Prozeß in allen Instanzen gewann. Sie suchten sich daher an ihm zu rächen und benützten dazu jede sich ihnen darbietende Gelegenheit; der beste Weg aber, ihn ihren Haß fühlen zu lassen, dächte ihnen der zu sein, daß sie sich seiner Gerichtsbarkeit entzögen und so thäten, als ob er gar nicht für sie auf der Welt sei. Nun ist es Gesetz in der katholischen Kirche, daß Niemand in einer Diocese das Priesteramt ausüben darf ohne Einwilligung des betreffenden Bischofs, und namentlich befiehlt das Tridentinische Concil allen Ordensgeistlichen ohne Ausnahme, wenn sie irgendwo Beichte hören oder predigen wollen, vorher am Bischofsstuhle ihre Bevollmächtigung hiezu vorzuweisen. Wenn also die Söhne Loyola's in dem Sprengel des Erzbischofs von Mexiko priesterliche Funktionen verrichten wollten, so mußten sie entweder dem Letzteren in Person oder aber seinem Generalvicar die nöthige Anzeige machen, respective ihre Vollmachten übergeben, und wenn sie dieß nicht thaten, so hatte der Erzbischof das Recht, ihnen alle geistlichen Funktionen bis auf Weiteres zu verbieten. So sprach das kirchliche Gesetz und so mußte es auch sein, wenn nicht die größte Unordnung einreißen sollte; denn im umgekehrten Fall hätten ja alle möglichen unbefugten Subjekte die Kanzel und den Beichtstuhl besteigen und so das Priesterthum herabwürdigen können. Was thaten nun aber die Söhne Loyola's? Sie maßten sich in ganz Mexiko das Priesterthum an, ohne je irgend eine Vollmacht vorzuzeigen, gerade als ob für sie das bewußte Gesetz nicht vorhanden wäre! Diesem Unfug zu steuern, forderte sie der erzbischöfliche Generalvicar unter dem 6. März 1647 auf, ihm ihre Ermächtigungsbelege zu weisen und einstweilen, bis dieß geschehen sei, sich des Beichthörens und Predigens zu enthalten. Darauf antworteten die Jesuiten, sie hätten ein Privilegium vom Pabste, überall in der Welt priesterliche Rechte ausüben zu dürfen, ohne erst von den betreffenden Bischöfen die Erlaubniß dazu einholen zu müssen. „Gut,“ sagte nun der Generalvicar, „so zeigt mir dieses euer Privilegium und dann will ich euch unbelästigt lassen.“

Allein auch darauf gingen die Patres nicht ein, sondern sie meinten vielmehr: „sie besäßen noch ein weiteres Privilegium, das sie vom Vorzeigen des ersteren dispensire.“ Das war eine offenbare Verhöhnung der erzbischöflichen Würde und da sich zu diesem Hohne auch noch der Trotz gesellte, indem die Patres ganz ungeschert fortführen, die Beichtväter, Prediger u. s. w. zu spielen, so beschloß Palafox, zur Wahrung seiner Ehre gegen solch frechen Ungehorsam ein Beispiel zu statuiren. Dieses Beispiel aber bestand darin, daß er den Jesuiten bei Strafe des großen Banns jedwede kirchliche Amtsverrichtung untersagte und zugleich allen Christen seines Sprengels verbot, bei ihnen zu beichten oder ihren Predigten anzuwohnen.

Sicherlich befand sich der Erzbischof in seinem vollsten Rechte und wenn die Jesuiten, wie sie sich doch immer rühmten, getreue Söhne der Kirche gewesen wären, so hätten sie sich ungesäumt seinem Befehle unterworfen. Davan dachten sie jedoch auch nicht einen Augenblick lang, sondern es ergriff sie vielmehr die grenzenlose Wuth und sie beschloßen, ihren hochwürdigen Widersacher unter allen Umständen niederzubeugen. Nun war der damalige Vicekönig von Mexiko, welcher das Land im Namen des Königs von Spanien beherrschte, ihr besonderer Freund und da sie diese Freundschaft sofort durch ein beträchtliches Geschenk noch steigerten, so glaubten sie wohl hoffen zu dürfen, daß er sich ihrer nöthigenfalls durch einen Gewaltakt annehme. An ihn wandten sie sich also und übergaben ihm eine lange Beschwerdeschrift, aus welcher erhellen sollte, wie sehr sich Palafox gegen den hochheiligen Orden Jesu vergangen habe. Der Vicekönig aber gab ihnen sofort Recht und befahl dem Erzbischof, die Jesuiten unter Zurücknahme seiner Bannandrohung ungestört das Beicht- und Predigtamt wie bisher ausüben zu lassen. Hiegegen protestirte natürlich Palafox als gegen einen ungesetzlichen Befehl und zugleich stellte er dem Vicekönige vor, wie durch ein solches Verfahren alle hierarchische Ordnung in der Kirche umgeworfen würde. In Folge dessen wurde der Stellvertreter des spanischen Monarchen doch etwas stutzig und er war nahe daran, daß er seinen voreiligen Befehl wieder zurückgenommen hätte; allein nun ließen die Söhne Loyola's auch die letzte Mine springen. Plötzlich nämlich erkühnten sie sich, den

Erzbischof nebst seinem Generalvicar und allen seinen Officialen in den Bann zu thun, und diese Excommunicationsentenz, welche von den größten Lästerungen, Verläumdungen und Infamien wimmelte, ließen sie unter Pauken- und Trompetenschall in allen Straßen der Stadt Mexiko öffentlich verlesen. „Wer, er möge auch einem Stande angehören, welchem er wolle, wer — so hieß es in dieser Sentenz — von diesem Augenblick an dem Erzbischof und seinem Officium noch gehorche oder anhängen, der mache sich der Rebellion schuldig, und Leute von Rang sollten in diesem Fall um zweitausend Dukaten oder, wenn unvermöglich, mit vierjähriger Festungsarbeit, Leute von niederem Stande aber mit zweihundert Ruthenstreichen und vierjähriger Sklaverei in den Bergwerken bestraft werden.“ Man sieht, die Söhne Loyola's ergriffen keine halbe Maßregeln und es handelte sich jetzt nur darum, ob der Vicekönig ihr verwegenes Unterfangen mit seiner weltlichen Macht unterstütze, denn ohne diese wären sie machtlos gewesen. Aber sie kannten ihren Mann und hatten ihn allzu sehr in ihrer Gewalt, als daß sie dessen nicht gewiß sein konnten. Sein Machtspruch bestätigte also das jesuitische Dekret und das Militär ward angewiesen, den gewaltthätigen Maßnahmen der Söhne Loyola's den gehörigen Nachdruck zu geben. Was blieb nun dem armen Palafox übrig? Sollte er nachgeben oder der Gewalt mit Gewalt begegnen? Wohl konnte er das letztere, denn das Volk war ganz auf seiner Seite und es hätte nur eines Winkes von ihm bedurft, um ganz Mexiko gegen die Jesuiten und ihre vicekönigliche Creatur in die Waffen zu rufen; allein seine Seele schauderte zurück vor Blutvergießen und somit entwich er lieber heimlich aus der Stadt, um sich in unbewohnten Gebirgen auf so lange eine Zufluchtsstätte zu suchen, bis ihm von den Höfen zu Rom und Madrid, an die er sich sofort klagend wandte, Gerechtigkeit würde. „Ich floh,“ schreibt er selbst hinüber an den Pabst Innocenz X., „in die Gebirge und suchte in Gesellschaft von Schlangen und Skorpionen jene Sicherheit, die mir von der unveröhnlichen Societät der Jesuiten so beharrlich versagt wurde. Nachdem ich zwanzig Tage unter größter Lebensgefahr und bei einem so drückenden Mangel an Lebensunterhalt dahingebracht, daß ich oft keine andere Nahrung hatte, als meine

Thränen, fand ich endlich eine kleine Hütte, bei deren armen Bewohnern ich mich vier Monate lang verbarg.“

Nun waren die Jesuiten Herren in Mexiko und sie spielten auch wirklich die Herren mit einer Despotie, wie wohl selten ein Usurpator gethan hat. Alles mußte sich ihrer Willkür beugen, und wer es auch nur von ferne wagte, ihre Schritte zu tadeln, den erwartete die Verbannung oder das Gefängniß, wenn nicht gar das Schaffot. Niemand sah daher ein anderes Mittel zu seiner Rettung, als wenn er sich zu ihrer Faction schlug, und so brachten sie es dahin, daß das Domkapitel den erzbischöflichen Stuhl für erledigt erklärte. Hiegegen remonstrirten nun allerdings der Generalvicar des flüchtigen Palafox, sowie einige andere seiner Anhänger, allein man fertigte sie so schwer ein, daß ihre Stimme nicht mehr gehört werden konnte. Kurz, es geschah alles, was man nur erfinden konnte, um die Stimme der Gerechtigkeit zu ertöden, und damit verband man noch einen so abscheulichen Hohn, daß der Teufel selbst es nicht ärger hätte treiben können.*) Wie man jedoch eben daran war, einen neuen Erzbischof zu ernennen und hierdurch dem Gebahren der Jesuiten die Krone aufzusetzen, erschien auf einmal im Hafen von Veracruz eine königliche Flotte aus Spanien und mit dieser Flotte kamen Kommissarien an, welche in Begleitung verschiedener höherer Officiere alsobald in der Stadt Mexico erschienen. Was brachten aber diese Kommissarien? Nichts anderes als die Absetzung des Vicekönigs und die Uebertragung dieser Würde an den Bischof von Yucatan — nichts anderes, als den Befehl, den Erzbischof Palafox sogleich mit allen Ehren wieder in sein Erzbisthum einzusetzen, und seine früher erlassene Ordre gegen die Söhne Loyola's aufs strengste durchzuführen. Nicht lange darauf traf auch ein päpstliches Breve in Mexico ein, das die Jesuiten noch härter tadelte, als der königliche Brief, und ihnen

*) So stellten die Schüler der Jesuiten eine öffentliche Prozeßion an, welche nur darauf berechnet war, die Würde des Erzbischofs herabzusetzen, denn sie führten dabei ein rändiges Pferd in den Straßen herum, an dessen Schweif sie die Bischofsmütze und den Bischofsstab banden. Auch sangen sie dazu die schändlichsten Gassenhauer, in welchem Palafox als ein Ketzer figurirte, und brüllten dem Volke in seinem Namen mit einem Stierhorn den Segen zu.

sogar für ewige Zeiten Stillschweigen in dieser Sache auferlegte — ein Breve, in welchem zugleich Palafox die größten Lobsprüche erhielt und als ein Märtyrer für die wahre Kirche gepriesen wurde. Für dießmal also siegte die gerechte Sache, und es gelang den Jesuiten auch später nimmermehr, die Königlichen, respective päpstlichen Befehle, so große Mühe sie sich auch deßhalb gaben, rückgängig zu machen; allein wie wenig hätte gefehlt und ihre gewalthätige Despotie würde triumphirt haben? Jedenfalls übrigens bewiesen sie auch durch diesen Handel, wie durch die früher geschilderten, daß es ihr unbedingtes Bestreben sei, Jeden zu Tode zu hezen, der sich ihnen zu widersetzen wage, und daß sie zur Instandsetzung dieses Bestrebens auch vor gar keinem Mittel, selbst nicht einmal dem schlechtesten, zurückbeben.

Wohl noch mehr als durch diese Kämpfe schadeten sich die Söhne Loyola's durch ihren langandauernden Streit mit der theologischen Facultät von Paris, der sogenannten Sorbonne*), denn die Aussprüche dieses berühmten Instituts hatten nicht bloß in Frankreich, sondern in der ganzen christlichen Welt eine solche Geltung, daß sie oft eher göttlichen Orakelsprüchen, als trüglichen menschlichen Ansichten gleich geachtet wurden. Besagte Sorbonne aber, das ist die sämmtlichen Doctoren und Professoren der Theologie an der Universität zu Paris, fällten bereits am Ersten des Christmonats 1554, als sie von der Regierung aufgefordert wurden, sich über die Zulassung oder Nichtzulassung des Ordens Jesu in Frankreich zu äußern, mit Stimmeneinhelligkeit nachfolgendes Urtheil: „Diese Gesellschaft (die Societas Jesu nämlich), welche sich auf eine unziemliche Weise den Namen Jesu anmaßet — welche den Grundsatz hat, auch strafbare, ehrlose und infame Menschen in

*) Im Jahre 1250 stiftete Robert von Sorbonne in Champagne, Caplan Ludwigs des Heiligen, an der Universität von Paris eine Bildungsanstalt für junge Weltgeistliche, welche man nach ihm „Sorbonne“ hieß, und da nur diese Anstalt, an welcher nur Professoren der Theologie von der Universität docirten, zu einem außerordentlich hohen Ansehen stieg, so übertrug man den Namen „Sorbonne“ schon sehr frühe auf die ganze theologische Facultät von Paris. So blieb es auch bis zur Revolutionszeit und die Sorbonne war also nichts anderes, als das vereinigte Tribunal der Pariser Doctoren der Theologie, welche man sehr lange als die gelehrtesten der Welt ansah.

ihre Mitte aufzunehmen, so bald sie nur nutzbringend verwendet werden können — deren Mitglieder weder in ihren Gebräuchen, noch in ihrem Gottesdienste, noch in ihren Lebensregeln sich von Weltgeistlichen auszeichnen — welcher wider die Rechte der Bischöfe und zum Nachtheil der sämmtlichen übrigen Orden, ganz gegen die hierarchische Ordnung und zum Schaden der weltlichen Fürsten und Herren, endlich zur großen Beeinträchtigung der Freiheiten der Universitäten und zur ausnehmenden Beschwerde des Volks in Hinsicht auf das Predigt- und Lehramt, so wie auch in Beziehung auf die Austheilung der Sakramente, so viele und verschiedene Privilegien, Indulgenzen und Freiheiten von Seiten des päpstlichen Stuhls erteilt worden sind — diese Gesellschaft schändet den Mönchsstand, entkräftet die mühsame, fromme und nöthige Uebung der Tugend in den Klöstern, veranlaßt die Mitglieder anderer Orden, ihre Gelübde zu entheiligen, entziehet die Laien dem schuldigen Gehorsam und der gebotenen Unterwürfigkeit gegenüber ihren rechtmäßigen Seelsorgern, beraubt weltliche und geistliche Obrigkeiten ihrer Rechte und verursacht in beiden Ständen Unruhen, so wie bei dem Volke viele Beschwerden, Streitigkeiten, Spaltungen und andere Mißheiligkeiten. Wenn man mit einem Worte alles zusammenfassen will, so scheint diese Gesellschaft zur Gefährdung des Glaubens, zur Störung des Kirchenfriedens, zur Untergrabung der Mönchszucht und überhaupt mehr zum Niederreißen als zum Aufbauen geeignet zu sein.“ Also urtheilte die Sorbonne schon im Jahre 1554, also zu einer Zeit, wo der Orden Jesu erst kurz mit seiner Wirksamkeit begonnen hatte, und man kann sich denken, welchen Einfluß dieses Urtheil auf die Franzosen, wenigstens auf den gebildeteren Theil derselben ausübte. Auch ist es merkwürdig, daß die besagte hochgelehrte theologische Facultät von den hier ausgesprochenen Ansichten und Grundsätzen auch später gar nie abwich, selbst dann nicht, als der ganze Hof mit sammt dem allmächtigen Monarchen den Jesuitismus auf's höchste begünstigte und die Herren Doctoren der Theologie zu Paris große Vortheile daraus gezogen hätten, wenn sie sich den Hofansichten accomodirt haben würden. Ich sagte, es sei merkwürdig und glaube dieß mit um so mehr Recht wiederholen zu dürfen, als die sorbonne'schen Theologen keineswegs aus

religiöser Liberalität und Freisinnigkeit jenes harte Urtheil fällten. Im Gegentheil war Niemand in ganz Frankreich eifriger in Bekämpfung der Reformation, als eben die Sorbonne, und die meisten ihrer Mitglieder, wie z. B. die Doctoren Mailard, Demochare, Perior und Deri, zeichneten sich sogar durch einen wahrhaft unmenschlichen Haß gegen die Ketzer aus.

War nun aber schon dieses Urtheil über die Jesuiten ein sehr schweres, so ging doch der berühmte Stephan Pasquier noch viel weiter und man muß wahrhaft staunen, wie unendlich gründlich er die Societät zu anatomisiren wußte. Uebrigens handelte Pasquier nicht auf eigene Faust, sondern als Stellvertreter der Sorbonne vor dem Parlamente und es sind also seine Worte als die der Sorbonne selbst anzusehen. Allein — fragt man — warum brauchte denn die Sorbonne einen Advokaten vor dem Parlamente? Je nun ganz einfach, weil sie mit den Jesuiten einen Proceß bekam und zwar einen sehr hartnäckigen. Kaum nämlich hatten die Söhne Loyola's trotz der Einsprache der Pariser Universität anno 1561 unter gewissen, allerdings sehr drückenden Bedingungen die Erlaubniß erhalten, sich in Paris festzusetzen, so überschritten sie diese Bedingungen auf's gröblichste und verlangten schließlich für ihr Collegium in der Jacobsstraße dieselben academischen Rechte und Vorrechte, welche die Sorbonne besaß. Hiegegen remonstrirte aber die ganze Pariser Universität wie Ein Mann und verlangte die Zurückweisung der anmaßenden Patres in die Schranken der Ordnung. Die Universität war in ihrem vollen Rechte und fast ganz Paris, ja fast ganz Frankreich stand zu ihr. Der Hof dagegen — nun die Söhne Loyola's verstanden es von jeher, einen lieberlichen Hof zu gewinnen, und der französische war im 16., wie auch im 17. und 18. Jahrhundert sehr lieberlich. Sie gewannen also den Hof und erhielten von ihm die Vergünstigung, daß ihr Handel mit der Universität vor den höchsten Gerichtshof des Landes, vor das Parlament von Paris, gebracht wurde. Es wäre jedoch besser für sie gewesen, sie hätten diese Vergünstigung nicht erhalten, denn Etienne Pasquier, der Anwalt der Sorbonne, sagte ihnen Wahrheiten, wie sie sie noch nie gehört hatten, und die ganze aufgeklärte Welt zollte ihm dafür ihren Beifall. Vor allem zergliederte er den Geist des Ordens Jesu und bewies

mit unwiderleglichen Gründen, daß seine Mitglieder die Welt durch Sophistereien zu blenden, so wie daß sie ihre berüchtigten vier Gelübde, je nachdem es ihr Vorthail erheische, bald so bald wieder anders auszulegen wüßten. Ihr ganzes System beruhe auf Zweideutigkeit und diese Zweideutigkeit sei für die Ruhe und Sicherheit der Staaten so gefährlich, daß er die feste Ueberzeugung habe, wie diese Sekte nach ihrer ganzen Anlage nichts anderes bezwecke, als unter allen Ständen eine totale Entzweiung herbeizuführen. „Wo sie geduldet werden,“ rief er, „da kann kein Fürst und Regent sich gegen ihre Angriffe in Sicherheit setzen, da gibts einen Riß in den Frieden der Kirche.“ Er bewies ihnen, daß sie ganze Familien durch Vermögenserschleichung ausgesaugt, daß sie eine Menge von jungen Leuten durch eine scheinbar religiöse Erziehung verdorben, daß sie durch ihre betrüglichen Lehren in ganz Frankreich den Samen der Meuterei und Treulosigkeit ausgestreut hätten. Schließlich wandte er sich mit folgenden Worten an das Parlament: „Ihr, die ihr etwa dafür seid, die Jesuiten zu dulden, ihr werdet zu spät eure Leichtgläubigkeit bereuen und die Nachwelt muß euch dafür verdammen, denn der thatsächliche Beweis liegt jetzt schon vor und wird sich in kommenden Zeiten noch klarer herausstellen — der thatsächliche Beweis nämlich, daß sie durch List, Betrug, Aberglauben, Heuchelei und böshafte Kunstgriffe nicht nur in diesem Königreiche, sondern überhaupt in der ganzen Welt die öffentliche Ruhe stören.“

Also sprach Etienne Pasquier, und zweifelt nun noch Jemand daran, daß es für die Söhne Loyola's vortheilhafter gewesen wäre, wenn sie den Streit mit der Sorbonne unterlassen hätten? Bei weitem am meisten jedoch schädeten sie sich durch jenen andern Streit, welcher unter dem Namen „des Jansenistischen“ gewissermaßen eine Weltberühmtheit erlangt hat, denn durch ihn machten sie sich nicht bloß Tausende, sondern Hunderttausende zu Todfeinden, und durch ihn mußten die sämtlichen katholischen Geistlichen der Welt zu der Einsicht gelangen, daß man entweder jesuitisch denken und lehren, oder aber gewärtig sein müsse, von

ihnen als ein Abtrünniger vom wahren Katholicismus behandelt zu werden. Mit diesem Streite nämlich, das ist mit dem Jansenismus, verhielt es sich folgendermaßen.

Ueber die Lehren von der Vorherbestimmung, von der Gnade und vom menschlichen Willen hat es von jeher, seit das Christenthum besteht, unter den Theologen verschiedene Ansichten gegeben und insbesondere standen sich die großen Kirchenlehrer Augustinus und Pelagius in diesen drei Fragen schroff gegenüber. Wer Recht hatte — — nun ich weiß es nicht und jedenfalls gehört es auch gar nicht hierher. Das aber gehört hierher, daß die Lehre des Augustinus von der weitaus größten Mehrheit der Theologen für die allein orthodoxe und rechtgläubige erklärt wurde, während die Pelagianer und sogar die Semipelagianer, welche halb augustinisch, halb pelagianisch dachten, von allen Synoden des fünften und sechsten Jahrhunderts als Ketzer verdammt wurden. So verschwand der Pelagianismus nebst dem Semipelagianismus fast gänzlich aus der Welt, und kein Mensch dachte mehr an denselben, bis es den Jesuiten Leonhard Leß, Johann Hammel, Benedict Fonseca, Ludwig Molina und Andern beliebte, in ihren theologischen Werken und auf den Kathedern ihrer Collegien Lehrsätze aufzustellen, welche ganz und gar semipelagianisch klangen. Besonders war dies der Fall in dem berühmten Werk des Molina, eines portugiesischen Jesuiten, das anno 1588 unter dem Namen: „Concordia divinae gratiae et liberi arbitrii (die Uebereinstimmung der göttlichen Gnade und des freien Willens)“ erschien, und die Dominikaner, als eifrige Anhänger der augustinischen Orthodoxie, verfehlten nun natürlich nicht, die darin kund gethane semipelagianische Ketzerei ganz schonungslos kund zu thun. Sofort entspann sich ein heftiger Streit und es erschienen der Partheischristen „Für und Wider“ eine ganz unzählige Menge, denn die ganze Societät Jesu nahm sich wie Ein Mann ihres Molina an, während auf Seiten der Dominikaner verschiedene Universitäten, besonders die von Löwen und Douai, sowie eine ganze Menge von Bischöfen und Erzbischöfen, von den niederen Geistlichen ganz zu schweigen, kämpften. Selbst die Inquisition mischte sich darein und war nahe daran, das Molina'sche Buch mit sammt seinem Verfasser verbrennen zu lassen. Da gelang es

dem Jesuitengeneral *Aquaviva* noch zur rechten Zeit, den Pabst *Clemens VIII.* zu überreden, den ganzen Streit vor sein Forum zu ziehen und den Dominikanern jedes weitere selbstständige Vorgehen zu verbieten, da in solch' wichtigen Dingen der heilige Stuhl allein ein Entscheidungsrecht besitze. Der Machtspruch des Pabstes that seine Wirkung und beide Partheien beeilten sich, die Aktenstücke, die sie besaßen, besonders auch die zu ihren Gunsten sprechenden Universitäts- und bischöflichen Gutachten, nach Rom zu senden; dort aber setzte *Clemens VIII.* eine eigene Untersuchungs-Commission nieder, welche sich: „*Congregatio de auxiliis divinae gratiae*“ nannte und am 2. Januar 1598 ihre erste Sitzung hielt. Da ging es dann gerade zu wie vor einem weltlichen Gerichte und beide Partheien ließen sich durch ihre Anwälte vertreten, die Dominikaner durch ihre gelehrten Brüder *Alvarez* und *Lemoz*, die Jesuiten durch die *Patres Bellarmin*, *Arrubal* und *Valentia*. Auch versäumten natürlich weder die ersteren noch die letzteren irgend eine Gelegenheit, auf die Herren Richter einzuwirken und selbst der Einfluß auswärtiger Fürsten, wie z. B. der bigottjesuitischen Kaiserin *Maria Augusta*, so wie ihres ebenso gesinnten Sohnes, des Erzherzogs *Albert*, wurde in Anspruch genommen. Allein es scheint, daß die Commission eben dieser vielen Intriguen wegen zu keinem schnellen Resultate kommen konnte, denn ob schon sie vom Jahr 1598 bis 1605 nicht weniger als siebenundsechzig Hauptsitzungen hielt und obwohl ihr Präsident oder Vorsitzender, der Cardinal *Madrusz*, auf *Clemens' VIII.* Anträgen ganz unermüdet an der Beendigung des Prozesses arbeitete, so mußte doch der besagte Pabst diese Welt verlassen, ohne daß *Molina*, wie er wohl im Stillen wünschte — er hütete sich aber wohl, es laut' zu sagen — verurtheilt worden wäre. Auch sein Nachfolger, *Paul V.*, obwohl er beinahe sechzehn Jahre lang (von 1605 bis 1621) auf dem päpstlichen Throne saß und den vielen Congregationssitzungen meist selbst präsidirte, erlebte den Schluß des Streites nicht, und ebensowenig *Gregor XV.* Man sah vielmehr im Cardinal-Collegium so wie päpstlicherseits ein, daß es viel klüger sei, den ganzen ärgerlichen Handel, der doch wahrhaftig gar keinen practischen Werth habe, todt zu schweigen, als durch einen Entscheid die eine der beiden mächtigen Parthien, also ent-

weder die Jesuiten mit ihrem Anhang oder die Dominikaner mit dem ihren, vor den Kopf zu stoßen, und so ließ man die Sache einfach hängen, hoffend, daß dann die Welt sie vergessen würde. Dieß wäre auch ohne Zweifel gelungen, oder vielmehr es war nach Verfluß von mehr als vierzig Jahren seit dem Abhalten der ersten Congregationsitzung bereits so weit gekommen, da erschien im Jahre 1640 ein Buch, welches nicht nur den Streit sofort erneuerte, sondern ihn auch auf eine Höhe brachte, von der man vorher gar keine Ahnung hatte.

Dieses Buch hieß: »Augustinus seu doctrina de humanae naturae sanitate, aegritudine et medicina adversus Pelagianos et Massilienses« (Augustinus oder die Lehre von der Gesundheit, Krankheit und Heilung der menschlichen Natur gegen die Pelagianer und Semipelagianer, genannt Marseiller) und hatte zum Verfasser den Cornelius Jansen, den anno 1638 verstorbenen Bischof von Ypern in den Niederlanden. Es stach sehr viel Gelehrsamkeit in dem Werke, denn Jansen*) hatte über dreißig Jahre daran gearbeitet und dabei die dreizehn Folianten des Augustinus nebst den Schriften des Bajus und anderer Kirchenlehrer excerpirt; allein eben weil es so viel gelehrten Wust enthielt und dazu hin, als es die Freunde des verstorbenen Bischofs zuerst, anno 1640, in Löwen und das Jahr darauf auch in Paris drucken ließen, ein unendlich dicker Folioband wurde, so würden sich wohl nur sehr Wenige die Mühe genommen haben, es zu lesen, wenn man nur so klug gewesen wäre, darüber zu schweigen. Ja sicherlich — es wäre den Weg alles Fleisches gegangen, wie so viele Folianten vor und nach ihm, und die große Welt hätte nie etwas von ihm erfahren, wenn nur die Söhne Loyola's ein klein bißchen weniger Gift im Leibe gehabt hätten. So aber fanden sie kaum aus, daß in dem Buche mit gar wenig Schonung auf die Molinisten losgezogen werde, so spieen sie förmlich Feuer und Flammen, und ihr General Vitelleschi ruhete nicht, als bis er den Pabst Urban VIII. bewog, das jan-

*) Jansen wurde anno 1585 auf einem Dorfe bei Leerdam in Holland geboren, studierte in Utrecht, Löwen und Paris Theologie, doctorirte anno 1617, rückte drauf zum Professor der Theologie vor und erhielt anno 1636 den Bischofsstuhl von Ypern.

senische Werk als ein ketzerisches anno 1643 durch eine eigene Bulle (sie hieß von ihren Anfangsworten: In eminenti) zu verdammen. Der Pabst that dieß, ohne das Werk gelesen zu haben; denn er traute den Versicherungen der Jesuiten und es schmeichelte ihm, als oberster Schiedsrichter in Glaubenssachen einen Machtspruch thun zu können. Verwundert aber fragten die Freunde des verstorbenen Jansen in öffentlichen Flugschriften an, was denn Ketzerisches an dem Buche sei, und eine Menge von gelehrten Theologen fand sich dadurch veranlaßt, den Inhalt desselben näher zu erforschen. So entstanden Gegner und Anhänger des Jansen und unter die letzteren, welche man von jetzt an Jansenisten nannte, gehörten Männer wie Anton Arnauld, Blaise Pascal, Pierre Nicole und Nicolas Perrault, deren Namen in der wissenschaftlichen Welt immer als Sterne erster Größe glänzen werden. Ueberdem schlugen sich eine Menge von Bischöfen, Universitätsdoktoren nebst andern hochgestellten Geistlichen auf die Seite der jansenistisch-augustinischen Parthei und es ward in Port-Royal des Champs neben dem dortigen berühmten Cistertienser-Kloster, dessen Bewohnerinnen ebenfalls Jansenistinnen wurden, unter dem Protectorat des Abts von St. Cyran, Jean de Bergier du Havranne, eine eigene Musterklosterschule errichtet, um dem lockeren Jesuitismus eine reinere Moral sowie eine gründlichere gelehrte Bildung entgegenzusetzen. Kurz, durch die Verdammungsbulle »In eminenti« und durch die heftige alles Maß überschreitende Polemik der Jesuiten gegen den jansenischen Augustinus wurde erst eigentlich der Jansenismus in's Leben gerufen und derselbe gewann nicht bloß — sowohl in den Niederlanden als auch besonders in Frankreich — mit jedem Jahre einen mächtigeren Anhang, sondern man konnte auch durchaus nicht in Abrede ziehen, daß der Adel der Gesinnung und der wahrhaft christliche Geist in ihm weit besser vertreten war, als in dem jesuitischen Molinismus. Um so mehr beeilten sich die Söhne Loyola's, die Macht auf ihre Seite zu bringen, um ihre Gegner durch Gewaltstreiche zu unterdrücken, und es gelang ihnen dieß im Verlaufe der Zeit nur zu gut.

Es kann nun übrigens natürlich nicht meine Absicht sein, den ganzen Krieg zwischen den beiden Partheien — einen Krieg, der in

Frankreich bis zum Jahr 1728 und in den Niederlanden bis in die neueste Zeit fortbauerte — in allen seinen Einzelheiten zu schildern, denn in diesem Falle würde aus meinem Werke ein dickerer Foliant, als der „Augustinus“ war; allein einen kurzen Schattenriß des Kampfes zu geben, kann ich doch unmöglich unterlassen, und zwar schon deswegen, weil die Söhne Loyola's dabei mit Waffen kämpften, welche man alles heißen kann, nur nicht ehrlich, ritterlich, mannhast. Vor allem zogen sie fünf Sätze aus dem „Augustinus“ heraus, die, wenn außer dem Zusammenhang gelesen, einen calvinistischen Ausrich bekamen, und bewogen sofort im Jahr 1653 den Pabst Innocenz X., den Nachfolger Urbans VIII., diese fünf Propositionen zu verdammen. Sowie sie aber so weit waren, bestürmten sie den Cardinal Mazarin, die päpstliche Bulle mit Gewalt durchzusetzen, und da dieser damals in Frankreich allmächtige Minister ein triechender Anhänger Roms war, so hatten sie hiebei leichtes Spiel. Dennoch schwiegen die Jansenisten nicht, sondern sie bewiesen vielmehr, daß die fünf Propositionen gar nicht so, wie sie die Jesuiten auslegten, im Augustinus ständen. Sie hätten einen ganz andern Sinn, sobald man sie im Zusammenhang lese, und der Pabst habe etwas verdammt, über was er sich vorher gar nicht orientirt. Solches ließ sich der römische Stuhl nicht gefallen und Innocenz's Nachfolger, Alexander VII., erließ also auf Andrängen der Söhne Loyola's anno 1656 eine neue Bulle, worin er verordnete, daß jeder katholische Christ bei seinem Seelenheile glauben müsse, die fünf Sätze seien mit Recht verdammt. „Unsinn,“ erwiderten darauf die Wortführer der Jansenisten, „der Pabst kann nicht etwas verdammen, was gar nicht existirt.“ — „Ja, er kann,“ schrieen darauf die Jesuiten, „und wenn er uns selbst besöhle, Jesum Christum zu verläugnen, so müßten wir gehorchen, denn er ist in Glaubenssachen allmächtig und unfehlbar und er nur hätte diesen seinen Befehl zu verantworten, nicht wir.“ — So wurde die Streitfrage immer brennender, und es lag die Gefahr nahe, daß dieser Brand ganz Frankreich verzehren könnte. Dadurch ward Pabst Clemens IX., der anno 1667 die Tiare empfing, bewogen, in Verbindung mit dem französischen Herrscher dem Lande den Frieden zu geben, und den beiderseitigen Bemühungen gelang es auch in der That, anno 1668 einen Vergleich

zwischen den kriegführenden Partheien herbeizuführen. Er bestand darin, daß die Wortführer der Jansenisten erklärten, die berüchtigten fünf Sätze seien zwar verdamulich und daher mit Recht verdammt, aber sie gehören nicht dem Cornelius Jansen an und ständen auch nicht in diesem Sinne im „Augustinus“. Mit dieser Erklärung mußten sich die Jesuiten begnügen und die Jansenisten hatten nun wenigstens einigermaßen Ruhe. Allein auf wie lange?

Seit dem Jahre 1671 ließ der berühmte Theologe Paschasius Quesnel vom Orden der Väter des Oratoriums das Neue Testament nach und nach in Abschnitten in französischer Sprache mit moralischen Anmerkungen versehen erscheinen, und dieses Werk, das endlich im Jahr 1687 vollendet wurde (eine ganz vollständige Ausgabe erschien aber erst anno 1693 in Paris), ward von allen Gläubigen Frankreichs wegen seines erbaulichen Inhalts mit der tiefsten Inbrunst begrüßt. Auch empfahlen es viele Seelenhirten ihren Beichtkindern auf's beste und unter diese Hirten gehörten Männer wie Benignus Bossuet, Almosenier des Dauphin und Bischof von Meaux, wie Ludwig Anton Noailles, Cardinal-Erzbischof von Paris, wie Pierre La Broue, Bischof von Mirepoix und noch so viele andere. Ja sogar die Sorbonne fand nur Lobenswerthes in dem Buche und dasselbe Urtheil fällte der Pabst Innocenz XII., welchem es ebenfalls vorgelegt worden war. In einem ganz andern Lichte erschien dagegen dieses Neue Testament den Jesuiten, denn sie fanden darin so viele Widersprüche mit ihrer Lehre von der Gnade und mit ihrer Moralthologie, daß sie auf's heftigste erbittert wurden. Sie machten ja darauf Anspruch, die alleinigen wahren Lehrer der Christenheit zu sein; mußte es ihnen also nicht als eine tiefe Beleidigung erscheinen, wenn eine von ihren Lehren auch nur einen entfernten Angriff erlitt? Gewiß, die sämmtlichen Theologen, die ganze Kirche, was da lebte, sollte sich nach ihrem Sinn bequemen oder aber gewärtig sein, von den Söhnen Loyola's bis zum Tode verfolgt zu werden! Einstimmig und mit einem wahren Mordgeschrei fielen sie also über das Quesnel'sche Buch her und überredeten alle Bischöfe, die sonst zu ihnen hielten, dasselbe in eigenen Hirtenbriefen zu verdammen; als Grund der Verdammung aber wurde die jansenistische Tendenz desselben angegeben, welche man fast aus jeder Zeile herauslesen

könne, und so erwachte der jansenistische Streit von Neuem, nachdem er kaum ein paar Jahre lang mit Mühe in den Schlaf gesungen worden war. Ja, er erwachte wieder, der alte Kampf, und zwar mit gedoppelter und dreifacher Heftigkeit, so daß ganz Frankreich in denselben hineingezogen wurde. Dießmal jedoch begnügten sich die Jesuiten nicht mehr mit den Gistwirkungen der Schmähreden und Schmähschriften, sondern sie fügten die Donnerkeile der weltlichen Gewalt hinzu, denn Ludwig XIV., der Beherrscher von Frankreich, war inzwischen ein altersschwacher Frömmeler geworden und ließ sich von seinem jesuitischen Beichtvater La-Chaise, so wie von seiner in gleichem Sinne wirkenden Mätresse Maintenon vollkommen beherrschen. „Nieder mit den jansenistischen Ketzern“, war jetzt das Feldgeschrei der Söhne Loyola's, „nieder mit ihnen so gut als mit den Hugenotten und Calvinisten, mit welchen man durch die Hülfe des Schwertes in so kurzer Zeit fertig zu werden wußte. Lange genug nun haben wir's mit dem Belehren und Befehren versucht, lange genug alle Mittel des Friedens in Anwendung gebracht, lange genug alle Fasern unserer Geduld erschöpft. Jetzt ist der Krug voll bis zum Ueberlaufen und es bleibt nichts mehr übrig als die Befehrung mit Blut und Eisen, wenn Ruhe und Ordnung im Staate wiederkehren soll.“ So schrieen die Jesuiten, und da sie, wie schon gesagt, den König — nebenbeigesetzt den in Ausübung seiner königlichen Gewalt unumschränktesten Monarchen der Welt — vollkommen in ihren Händen hatten, so kann man sich denken, was jetzt folgte. Ganz willkürlich wurde gegen jeden eingeschritten, der sich zum Jansenismus bekannte oder welchen der Orden Jesu, weil er ihm aus irgend einem Grunde mißfiel, als einen Jansenisten verdächtige, und bald war Niemand, außer ein erklärter Anhänger der Jesuitenparthei, mehr seiner Freiheit, seiner Ehre, seines Eigenthums, ja sogar seines Lebens sicher. Quésnel selbst mit einem großen Theil seiner reicheren Anhänger entfloß nach den Niederlanden und entging so der Rache seiner wüthenden Feinde*); dafür aber ließ der Orden Jesu seine Wuth an Port-Royal aus und brachte es wirklich dahin, daß dieses herrliche Kloster, als die Pflanzstätte und Hauptheimath des

*) Er starb im Exil zu Amsterdam anno 1710 als ein Greis von 76 Jahren

Jansenismus, von der Pariser Polizei auf höheren Befehl, nicht nur geschlossen, sondern auch anno 1709 mit allen seinen vielen Gebäulichkeiten vollständig demolirt und zerstört wurde. Ueberdem füllten sich die Gefängnisse Frankreichs, besonders die Bastille, auf eine schreckenerregende Weise mit Jansenismus-Verdächtigen, und wer einmal festsaß, der durfte ganz sicher sein, nur als Leiche aus den unseligen Mauern wieder herauszukommen. Ganz Frankreich stöhnte unter diesen despotischen Gewaltacten, und weil man wohl wußte, von wem diese Acte ausgingen, so begrüßte man den Tag, an welchem der schlimme Reichthümer La-Chaise starb — es war der 20. Februar 1709 — als einen Tag der allgemeinen Freude. Doch die Freude verwandelte sich nur zu halb in ein noch heftigeres Leid, denn auf den schlimmen La-Chaise folgte der noch weit schlimmere Le-Tellier, welcher an bössartigen Tücken überreich war und den alten reuigen Sünder, genannt Ludwig XIV., noch mehr in seine Gewalt bekam, als sein Vorgänger. Die Verfolgungen der Jansenisten oder vielmehr aller derer, welche die Jesuiten gern aus dem Wege geräumt hätten, dauerten also nicht nur fort, sondern wurden noch verschärft, und abermals floh eine beträchtliche Anzahl von französischen Bürgern in die nahen sicheren Niederlande. Um nun übrigens einen Schein von Recht zu solchen Verfolgungen zu bekommen, bat Le-Tellier den Pabst Clemens XI., nach dem Vorbilde der „Congregatio de auxiliis“ ein Untersuchungsgericht über die Queznel'schen Kezereien niederzusetzen und der Pabst entsprach sofort dieser Bitte. Ja — noch mehr, er ernannte zu Untersuchungsrichtern lauter Anhänger des Jesuitenordens und bestellte den Cardinal Fabroni, einen Hauptfreund der Societät, zum Präsidenten der Congregation. Was aber der Sache erst die Krone aufsetzt — von all' diesen Richtern verstand nur ein Einziger französisch und doch sollten dieselben ein Werk, das französisch geschrieben war, lesen, beurtheilen und verdammen! In der That ein kolossale Komödie, wie wohl noch nie eine zweite aufgeführt wurde; allein was lag daran, wenn nur die gläubige Welt sich täuschen ließ. Die Congregation hielt also ihre Sitzungen und ihr französischverstehendes Mitglied Aubenton brachte es schon nach verhältnißmäßig kurzer Zeit dahin, daß hundert Sätze und einer des Queznel'schen Testaments als gefährlich, Aergerniß gebend und

kezerisch bezeichnet wurden. Freilich befanden sich darunter auch einige Bibelsprüche, so wie mehrere Lehrsätze des heiligen Augustin und anderer orthodoxen Kirchenväter, natürlich jedoch ohne daß die gelehrten Herrn Mitglieder der Congregation auch nur eine Ahnung davon gehabt hätten, denn sie scheinen im Studium der Kirchenväter und der Bibel nicht besonders weit voran gewesen zu sein; allein was lag auch hieran? Genug, der Jesuit Jouvenci concipirte eine Bulle, in welcher die bewußten 101 Sätze feierlichst verdammt wurden und der Pabst publicirte das Schriftstück, welches nach seinem ersten Worte „Unigenitus“ heißt, am 8. Okt. 1713 für die ganze Christenheit. Nun hatten die Söhne Loyola's doch einen scheinbar rechtlichen Anhaltspunkt für ihre Jansenistenverfolgung und da ihnen Ludwig XIV. mit seiner königlichen Macht getreulich beistand, so durften sie hoffen, mit dem Jansenismus, so wie überhaupt mit all' ihren Feinden in Frankreich schnellstens fertig zu werden. Diese Hoffnung erfüllte sich auch thatsächlich, obgleich Ludwig XIV. schon zwei Jahre darauf verstarb und viele französische Bischöfe die Bulle „Unigenitus“ als einen Eingriff in die Rechte der gallikanischen Kirche nicht annehmen wollten, denn Ludwig XV., den der Cardinal Fleury beherrschte, trat ganz in die Fußstapfen seines Vorfahren und erließ schließlich anno 1728 ein sogenanntes Lit de justice, in Folge dessen vollends die letzten Jansenisten nach Utrecht in den Niederlanden flüchteten.

Auf diese Art kam der große Jansenistische Streit zu seinem Ende und die Söhne Loyola's durften sich rühmen, auch hierin den Sieg davon getragen zu haben; aber wenn auch dieser Sieg ein thatsächlicher war — ein moralischer war er nicht. Im Gegentheil lernte die Welt aus ihm die Jesuiten erst recht kennen, und diese Erkenntniß brachte ihnen größeren Schaden, als wenn sie den Jansen'schen Augustinus gänzlich ignorirt haben würden. Ueberdem dauerte der Jansenismus in den Niederlanden fort und jetzt noch bekennen sich dort siebenundzwanzig Gemeinden zu demselben. Doch geben sich seine Anhänger nicht sowohl den Namen: Jansenisten, als vielmehr „Schüler des heiligen Augustin“, denn sie halten sich strengstens an seine Lehre und sind daher stets personificirte Gegner des Jesuitismus geblieben.